

Jesu souveräne Demut

Autor(en): **Ritter, Hans-Adam**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **99 (2005)**

Heft 2

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-144495>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zwei Taschen

Rabbi Bunam sprach zu seinen Schülern: «Jeder von euch muss zwei Taschen haben, um nach Bedarf in die eine oder andere greifen zu können: in der rechten liegt das Wort: <Um meinetwillen ist die Welt erschaffen worden>, und in der linken: <Ich bin Erde und Asche.>»

Aus: Martin Buber, Die Erzählungen der Chassidim

Wie -minu sagt: «Alti Dante gibt es in Basel wie Gwäggi am Rhein. Sei es nun in der Kostümkiste, oder sei es am Familientag. Zumeist wird sie von einem feinen Wölklein umschwebt. Das Wölklein schmeckt nach Naphtaly und Pfefferminz. Auf dem Kopf blüht zumeist ein halber Sommergarten. Eine Variante ist auch das kleine Capotte-Hütchen, das der Maske etwas Feines, Baslerisches gibt. Der Ursprung des Kostüms ist in der Zeit zu suchen, als man ganz einfach Mutters alten Rock und Grossmutter Bluse überzog, um derart einfach verkleidet durch die Gassen zu trommeln.»

Das Besondere finde ich, dass auch Männer dieses Kostüm wählen können. Umgekehrt liegt doch auch ein Hauch von Frauenfeindlichkeit in dieser Rolle. Was sind ledige Frauen früher lächerlich gemacht und ausgenützt worden, Tanten, die im Familiengefüge leicht den Eindruck bekommen mussten, sie seien überflüssig. Wie hat man sie als Verkörperung von Unbefriedigtsein und daraus entstandener Bosheit und Hinterhältigkeit gesehen. Aber diese böse Eigenschaft kann nun der Alten Dante in der Fasnachtsrolle zur Stärke werden, wenn sie intrigiert und kritisiert und alle angemasste Überlegenheit entlarvt. Dann bekommt sie etwas Aufsässiges und Revoluzziges, Freiheitliches. Und wenn sie gar als Tambourmajor auftritt, dann ist vollends das Jüngferliche, Schwächliche und Lächerliche aufgesogen von Würde und Autorität.

Das ist die grossartigste Seite an der

Hans-Adam Ritter

Jesu souveräne Demut

Fasnacht, wo sich eine neue Ordnung meldet, wo die Mächtigen und Reichen belacht werden und die Alten Danten, Waggisse und Pierrots die Herrschaft übernehmen, wo die Trommler die alte Ordnung austrommeln und die Piccolos den Frühling ankündigen, etwas Neues und Helles. Das ist die beflügelnde Seite. Die Fasnacht hat auch andere. Vor wenigen Wochen schaute ich einem Fasnächtler zu, wie er in Montur aus seinem Auto stieg, ermattet von seinen Fasnachtsanstrengungen, die er mit der gleichen Angestrengtheit hinter sich bringt wie seinen anstrengenden Beruf.

Die Juden waren gehalten, dem Tempel in Jerusalem eine Steuer zuzuführen, eine Kopfsteuer, eine Doppeldrachme jedes Jahr, zwei Tagelöhne. Als Matthäus die kleine Geschichte aufschreibt, die ein verstecktes Dasein führt, war der Tempel jedoch schon zerstört, die Steuer wurde nicht mehr erhoben.

Petrus nimmt die Frage freundlich an, ob er und seine Freunde diese Steuer nicht bezahlen wollten. Doch, das gehört sich so, antwortet er. Und erst Jesus spricht ihn nachher kritisch an, wo sie in einem Haus verweilen. Ein wenig aufrührerisch fragt er Petrus: Wenn wir Juden doch Gott zum Vater haben, was zahlen wir denn da eine Abgabe? Abgaben sind doch

den Fremden aufgelegt. Was wäre das für ein Vater, der sich von den Seinen bezahlen liesse? Wir sind Kinder, Söhne, wir sind frei. Verstehen Sie: Jesus reagiert sozusagen protestantisch, protestantisch stolz.

Aber, setzt er hinzu: Wir wollen ja nicht ein Vorrecht haben, wollen nicht ausscheren, nicht provozieren: Wir zahlen! Er zeigt, wie es sein müsste, kein Abgabewesen, kein Zwang, kein eingeschliffenes Recht für den Religionsbetrieb. Aber wir passen uns da ein, spricht's und macht, man könnte sagen: mit der linken Hand, ein Wunder. Er bestellt einen Fisch, der schwimmt dem Petrus entgegen, und wie er ihn ausnimmt, findet er im Fischbauch zwei Doppeldrachmen. Die gibt er ab für sich selber und für Jesus. Mit dem wunderbaren Trick haben sie der Sache Genüge getan und sind doch frei geblieben, haben sich nicht aufgeregt, sich nicht gebeugt.

Das ist das unwiderstehliche Märchen von der Freiheit, das anziehende und wirkmächtige Bild von Souveränität. Petrus, der Könner, nimmt den Fisch aus und reicht die zwei Münzen mit grosser Gebärde dem Steuereinzieher, der verwundert abzieht.

Dann wendet sich die Jüngergruppe an Jesus mit der Frage, wer der Grösste sei im Reich Gottes. Sogleich haben wir die Fragenden im Verdacht, sie trügen da eine interne Konkurrenz aus. Es gibt doch Passagen im Evangelium, die sind tatsächlich überschrieben mit dem Titel *Rangstreit*. Aber hier stellen sie eine andere Frage. Ihre Frage bedeutet, wer Zugang habe zum Gottesreich, zur neuen Welt, auf die sie doch mit Jesus zusammen setzen, welche Eigenschaft oder welche Anstrengung das Tor aufmache.

Hier sehen wir die souveräne Geste Jesu. Er ruft ein Kind. Er stellt es in die Mitte. Eine fast wortlose Szene. Kinder hüpfen und rennen überall herum, sind neugierig, gehören zum Alltag, aber

immer eher am Rand natürlich. Jesus stellt es in die Mitte. Das ist ungewöhnlich. Möglicherweise schaut das Kind jetzt ganz schüchtern. Dann sagt Jesus: *Amen, ich sage euch* (in der Lutherbibel heisst es immer: Wahrlich, ich sage euch). So hat man nicht geredet. Der feierliche Ausdruck muss Jesus ganz eigen gewesen sein. Das Kind schaut noch schüchterner. *Amen, ich sage euch: Ihr müsst wie Kinder werden, wieder Kinder sein, wenn dieses Reich euch aufgehen soll.*

Das ist die Hauptantwort: Das Reich ist nicht zu verdienen, nicht zu erobern, es ist frei. Einem absichtsvollen Einzug, einer der üblichen Erfolgsstrategien wird es sich verschliessen. Nur auf die Weise, wie ein Kind Zutritt hat bei seiner Mutter, seinem Vater, so tut sich der Zutritt auf. Und Jesus setzt hinzu: *Wer sich erniedrigt wie ein Kind, wer wird wie dieses Kind da* – wir könnten auch übersetzen: *Wer so demütig ist wie das Kind da, der ist der Grösste*. Die Demut öffnet das Königstor. Wir verstehen: Nicht die geplante Demut, keine Zweckdemut, einfach die Schlichtheit eines Kindes, das weiss, wo es hingehört: diese Schlichtheit öffnet, die macht auf.

Damit wir die Demut oder die Niedrigkeit nicht falsch verstehen, etwa als Knechtsgesinnung, Verbeugung, Kriecherei gar oder sonst eine Verdrehung, setzt er seinen dritten Satz dazu. *Wer ein Kind wie dieses da aufnimmt, der nimmt mich auf*, Jesus, den, der Herr genannt wird, die gerade Demut Jesu.

Die beiden Geschichten gehören zusammen, sie sind verbunden mit der Bemerkung: *zur gleichen Stunde*, die beiden Szenen gehen ineinander über. Weil die beiden Seiten zueinander gehören: die Souveränität und die Schlichtheit, der Stolz und die Demut, die Freiheit und die Niedrigkeit. Sie sind wie zwei Taschen, die einer haben muss, links eine, rechts die andre. Wie die Alte Dante, verschupft und aufmüpfig, aber mit der Würde des Tambourmajors.

(Predigt vom 29.
Februar 2004 nach
Matthäus 17,24–
18,5 in der Kirche
St. Leonhard)



Das ist unsere besondere Möglichkeit, unser Markenzeichen, das Christsein. Wenn Sie wollen: So ist das Bild unseres Glaubens.

Was da von Jesus erzählt wird, müssen wir nicht «glauben», wie man so sagt. Es handelt sich nicht um ein schwieriges Wunder, nicht um ein Weltanschauungsproblem. Das ist erzählt, damit wir das aufnehmen, da einsteigen, das verkörpern, verinnerlichen, dem im Leben Gestalt geben. Es gibt Menschen, die sagen, sie glaubten nicht, dass Jesus Gottes Sohn sei. Oder noch schlimmer: Sie sagen womöglich, sie könnten mit Ostern nichts anfangen. Mit dieser Geschichte vor Augen, liebe Gemeinde, wollen wir sagen: Tant pis, dann können sie Ostern nicht glauben, Jesus hat kein Glaubensexamen eingeführt, keine Firmenphilosophie gestaltet, die jeder Mitarbeiter unterschreiben muss, wenn er seine Arbeit behalten will. Zwei winzige Geschichten wie heute: das reicht doch aus, um sie ein ganzes Leben durchzubuchstabieren. Das ergibt ein Christenleben, nicht etwas Halbes, sondern etwas Schönes.

Wer Mühe hat zu glauben, sollte diese Mühe vielleicht ein wenig leichter nehmen und wissen, dass ihm das nicht wirklich schadet. Und für die andern sage ich, was mich selber immer wieder hinreißt: Das Erstaunliche ist, wie das, was zu glauben so Mühe macht, und die ganz leicht einleuchtenden Worte Jesu und die zwei Geschichten hier und die Gleichnisse und was es sonst noch Einfaches und Starkes und Schönes gibt im Evangelium: Das stimmt zusammen, das ist nicht ein Stückwerk und Sammelsurium, das ist wie eine wunderbare Musik aus einem Guss, mit einem Schwung, etwas Vollkommenes. Und umfasst Stolz und Demut. ●

Mädchen in Kolumbien (Bild: Robert Stahmann, Ausstellung «Die Kinder dieser Welt», 1977).